

Familienbild mit Wiedergängerin

Gounods „Die blutige Nonne“ feierte am Theater Osnabrück erfolgreiche Urständ

VON MICHAEL BEUGHOLD

■ Osnabrück. Für mehr als 150 Jahre verschwand sie nach der durchaus glanzvollen Pariser Uraufführungsserie in der Versenkung. Krude und geschmacklos, befand der neue Operndirektor. Jetzt feierte Charles Gounods „Die blutige Nonne“ innerhalb der ambitionierten Schwerpunkt-Reihe „Französische Oper“ am Osnabrücker Theater erfolgreiche Urständ. Wobei allein das Wiederbeschaffen und Zusammenpuzzeln des verstreut-lückenhaften Notenmaterials ein haarsträubendes Abenteuer für alle Beteiligten war.

Schwarze Schauerromantik war damals groß in Mode. Das Libretto nach einer Episode aus dem Grusel-Bestseller „Der

Mönch“ von Matthew „Monk“ Lewis stammt vom berühmten Stücke-Schmied Eugène Scribe und ging durch eine Handvoll Komponistenhände. Erst laborierte Berlioz fünf Jahre an einer Vertonung. Danach winkten Verdi, Meyerbeer, Halévy, Auber ab, bis sich endlich der erfolgshungrige junge Gounod ans schauerträchtige Werk machte.

Zur Befriedung einer mittelalterlichen Fehde zweier Familien soll Hochzeit sein. Agnès liebt aber den jüngeren Bruder Rudolphe und will zur Geisterstunde in Verkleidung der umgehenden „blutigen Nonne“ mit ihm fliehen. Fatalerweise richtet der seinen Ewige-Treue-Schwur dabei an die echte Untote, die ihn allnächtlich heimsucht und erst freigeben will, wenn er ihren untreuen Ex und Mörder getö-

tet hat: seinen Vater. Am real existierenden Gespenst als umtriebige Titelfigur kommt man szenisch nicht vorbei. Aber man kann inszenatorisch abstellen auf die Wiederkehr alles Verdrängten, den ödipalen Vater-Sohn-Konflikt und alpträumhaften Horrortrip, den die musikalische Hauptfigur eines zeit- und genretypisch labilen, unschlüssigen Tenor-Helden durchmacht. Gabriele Rech und ihre Ausstatterin Stefanie Pasterkamp tun dies hoch ansehnlich. In bürgerlichem Schwarz, zwischen Kreuz-Schwertern, Grablichtern und Hochzeitstafel arrangieren sie entstehungszeitliche Familienbilder mit Wiedergängerin: ästhetisch, atmosphärisch dicht, plausibel. Selbst dramaturgische Schwächen wie die urplötzliche Läuterung und Selbstopferung des Mördervaters oder

die nicht zu Ende erzählte Love-story tun dem keinen Abbruch.

Und die Musik ist echter Gounod. Sie trifft den Zeitgeschmack anno 1854 wie den eigenen Ton, wendet Grand-Opéra-Effekte gern ins Gefühlig-

Gespenst als Titelfigur

wahrt auch im Grusel Eleganz, würzt mit Walzer-Geklingel und muss sich vor den Repertoirehits „Faust“ und „Roméo et Juliette“ nicht verstecken.

Bei GMD Hermann Bäumer ist die unter horrendem Arbeitseinsatz wiederhergestellte Partitur in besten Händen, die Osnabrücker Sinfoniker spielen mit facettenreicher Klanglust auf. Gesungen wird durchweg unta-

delig, von Jung-Tenor Yoonki Baek, wie er im heiklen französischen Fach so stil- wie gefühlvoll mit geschmeidigem Höhenklang die Arien-Glanzlichter setzt, auch überragend. Natalia Atamanchuk schenkt seiner Geliebten keusche Klarstimmigkeit, Eva Schneiderreit macht verlockend stimmüppige Titelfigur, Marco Vassallis Kavalierbariton schaltet gekonnt von skrupellos zu reumütig um. Frank Färber gibt salbungsvoll den Priester, Iris Marie Kotzian fröhlich-frisch die unverzichtbare Opéra-Zutat des Pagen.

Das Publikum feierte nachdrücklich die hochstehende musikalische Leistung und Ausgrabung eines schaurig schönen Operschatzes.

◆ Aufführungen: 1., 15., 27. Febr., 2., 7. März, 1., 11., 16. April; Karten: (0541) 76 000 76.